

die SÄZ den Anspruch, im «hinteren Teil» der Zeitschrift die Ärzteschaft in ihrer ganzen Heterogenität zu Wort kommen zu lassen und die gesundheitspolitische Landschaft in ihrer ganzen Breite abzubilden. Mit Formen wie Interviews, Porträts oder Reportagen sollen unterschiedliche journalistische Formen gepflegt werden und für abwechslungsreiche Hefte sorgen. Dazu wird punktuell auch

die Zusammenarbeit mit professionellen Journalistinnen und Journalisten gesucht.

Es darf zweifellos als Zeichen der Stärke gewertet werden, dass die FMH auch in verbandspolitisch schwierigen Zeiten – die bekanntlich nicht selten sind – immer hinter dem «dualen Modell» der SÄZ stand und weiterhin steht. Die Standesorganisation ist mit zwei Vertretern in

der Redaktion präsent, stellt aber die Unabhängigkeit des Gremiums nicht in Frage und setzt damit ein klares Zeichen für Pluralismus und Meinungsvielfalt.

*Dr. med. et lic. phil. Bruno Kesseli*

Dr. med. et lic. phil. Bruno Kesseli ist Chefredaktor der *Schweizerischen Ärztezeitung*.

## Modelle der medizinischen Publizistik: Nicht alles, was glänzt, ist Gold

Ärztinnen und Ärzte werden mit medizinischen Fachzeitschriften fast schon überschwemmt. Die einzelnen Produkte basieren auf teilweise sehr unterschiedlichen publizistischen Konzepten. Für die Leserschaft ist es oft schwierig, die Spreu vom Weizen zu trennen.

Qualität und Unabhängigkeit medizinischer Zeitschriften sind der Ärzteschaft sehr wichtig. Dies war eines der zentralen Ergebnisse der «Leserumfrage Medizinische Fachpresse», die 2010 vom renommierten Institut für Markt- und Sozialforschung gfs-Zürich durchgeführt und mit dem Gütesiegel der WEMF AG für Werbemedienforschung publiziert wurde. Aufgrund der grossen Datenbasis mit rund 2800 teilnehmenden Ärztinnen und Ärzten erlaubte die Studie valide Aussagen über das Leseverhalten und die Präferenzen der Schweizer Ärzteschaft.<sup>1</sup> Für die Leserinnen und Leser ist es jedoch nicht trivial, die Qualität und Unabhängigkeit der Zeitschrift, die sie in den Händen halten, valide einzuschätzen. «Kleider machen Leute», wusste schon Gottfried Keller. Ähnliches gilt für medizinische Zeitschriften. Ein gefälliges Layout, bunte Grafiken, umfangreiche Tabellen und selbst ein Editorial Board mit grossen Namen sind keine Garantien für unabhängige, verlässliche und aktuelle Fachinformationen.

### Unabhängige Redaktionen und Peer-Review-System als Qualitätsindikatoren

Im Idealfall wird das publizistische Konzept, nach dem eine Zeitschrift funktioniert, vom Herausgeber transparent gemacht. Erklärungen dazu sind oft nicht

im Heft abgedruckt, sondern finden sich eher im Online-Auftritt der jeweiligen Zeitschrift. Ein wichtiges Qualitätskriterium für Fachzeitschriften ist eine Redaktion, die ihre Arbeit unabhängig von Marketingüberlegungen ausüben kann. Dubiose Verquickungen werden indessen kaum je offen deklariert, sondern lassen sich allenfalls aufgrund vager Angaben zum Publikationsmodell erahnen.

Besteht der implizite oder explizite Anspruch, dass die publizierten Artikel in wissenschaftlicher Hinsicht auf dem neuesten Stand sind, ist ein Peer-Review-System nach wie vor das Mass der Dinge. Dabei wird zwischen «Editorial Reviewing» durch die Fachredaktion und «Peer Reviewing» durch externe Gutachter unterschieden. Soll eine Veröffentlichung als wissenschaftliche Arbeit für die Erlangung eines Facharztstitels anerkannt werden, ist in der Schweiz ein externer Peer-Review erforderlich.

Die EMH-Zeitschriften, darunter das *Schweizerische Medizin-Forum*, das offizielle Fortbildungsorgan der FMH, wenden je nach Artikelkategorie beide Formen an. Forschungsbeiträge oder medizinische Übersichts- und Fortbildungsartikel durchlaufen immer ein externes Reviewing. Ein Fachlektorat gewährleistet zudem, dass die Inhalte dem Zielpublikum verständlich und in gut lesbarer Form vermittelt werden.

### Gefährliches Wissens- und Kompetenzgefälle

Leider sind medizinische Fachzeitschrif-

ten, die nach diesem aufwendigen Modell funktionieren, hierzulande die Ausnahme. Häufiger arbeitet eine in fachlicher Hinsicht «schmalbrüstige» Redaktion mit einem Netz von «hochdotierten» Spezialisten zusammen. Dabei ergibt sich naturgemäss ein Wissens- und Kompetenzgefälle, das ein kritisches Hinterfragen der gelieferten Inhalte durch die Redaktion de facto verunmöglicht. Auf ein externes Peer Reviewing, das dieses Manko ausbügeln könnte, wird wohlweislich verzichtet.

Ein solches System muss per se noch nicht zwangsläufig zu schlechten Artikeln führen. Aber es bietet den Leserinnen und Lesern keine Gewähr für ausgewogene Informationen, da die Inhalte nicht von unabhängigen Fachleuten, eben «Peers», überprüft werden. Zudem fehlt häufig die Angabe möglicher Interessenkonflikte der Autoren. Selbst wenn die publizierten Informationen für sich genommen korrekt sind, können sie selektiv vermittelt werden, indem beispielsweise der Nutzen eines bestimmten Medikaments besonders betont wird und alternative Behandlungsmöglichkeiten ausgeblendet werden.

### Unabhängigkeit ade

Vollends aufgegeben wird das Ideal einer unabhängigen Informationsvermittlung, wenn Redaktion, Marketing und Pharmaindustrie bezüglich der Inhalte medizinischer Fachzeitschriften Absprachen treffen. Jeder dieser drei Akteure hat seine legitimen Interessen. Orientiert man sich an international für biomedizinische

<sup>1</sup> Die wichtigsten Resultate der Studie sind im Internet abrufbar unter: [www.emh.ch](http://www.emh.ch), Mediadaten, Zur Leserumfrage Medizinische Fachpresse.

Zeitschriften geltenden Publikationsstandards,<sup>2</sup> kann ihr Zusammenspannen mit dem Ziel der Gewinnoptimierung aber nur als unheilige Allianz bezeichnet werden. Tatsächlich sind in diesem Bereich Praktiken gang und gäbe, die der

<sup>2</sup> Die entsprechenden Empfehlungen finden sich auf der Website des International Committee of Medical Journal Editors unter [www.icmje.org/recommendations](http://www.icmje.org/recommendations).

Klischeevorstellung von einem orientalischen Bazar nahekommen. Inserat gegen Artikel, Zusage einer Berichterstattung, wenn gleichzeitig ein Inserat geschaltet wird, Rekrutierung von Autoren durch Pharmafirmen, Themenplanung aufgrund der Werbebudgets für bestimmte Medikamente, PR-Artikel, die nur mit dem Spürsinn eines Detektivs als solche zu erkennen sind – der Fantasie scheinen kaum Grenzen gesetzt.

Ob die Leserschaft solche Praktiken goutiert, ist mehr als fraglich. Die eingangs erwähnte Leserumfrage deutet zumindest darauf hin, dass Ärztinnen und Ärzte die Spreu besser vom Weizen zu trennen wissen, als man vielleicht gemeinhin annehmen würde.

Dr. med. et lic. phil. Bruno Kesseli

## Open Access: Gold oder doch lieber Platin?

Der freie Zugang zu den Resultaten öffentlich finanzierter Forschung soll in den nächsten Jahren mit Nachdruck umgesetzt werden. Der Weg dorthin wird spannend.



Dr. med. Natalie Marty

### Freier Zugang zu wissenschaftlicher Literatur

1991 gilt als Geburtsstunde des Open Access. Die Einrichtung des arXiv-Servers durch Paul Ginsparg machte Preprints in der Physik frei zugänglich. Steigende Abonnementskosten für wissenschaftliche Bibliotheken gipfelten einige Jahre später in der sogenannten Zeitschriftenkrise und führten zu einer aggressiv geführten Diskussion über Lösungswege. 2002 formulierte die Budapest Open Access Initiative<sup>1</sup> ihre Vision: «*The literature that should be freely accessible online is that which scholars give to the world without expectation of payment.*»

Die Idee wurde weiterentwickelt im «Bethesda Statement on Open Access Publishing»<sup>2</sup> und in der «Berliner Erklärung über offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen»<sup>3</sup>. Sie brachte 2003 die revolutionäre Forderung ins Spiel, dass «*The author(s) and right holder(s) of such contributions grant(s) to all users a free, irrevocable, worldwide, right of access to, and a license to copy, use, distribute, transmit and display the work publicly and to make and distribute derivative*

*works, in any digital medium for any responsible purpose, subject to proper attribution of authorship (...), as well as the right to make small numbers of printed copies for their personal use.*»

Es geht bei Open Access also nicht nur darum, dass wissenschaftliche Publikationen frei zugänglich sein sollen, sondern auch um die Erlaubnis, sie zu kopieren und weiterzuverbreiten unter der einzigen Bedingung, dass die Quelle korrekt angegeben wird. Dies ist inzwischen in den bekannten Creative-Commons-Lizenzen<sup>4</sup> ausgedrückt.

Inzwischen haben zahlreiche Wissenschaftsinstitutionen die Berliner Erklärung unterzeichnet, so auch die meisten Schweizer Universitäten und der Schweizerische Nationalfonds<sup>5</sup>.

### Grüner Weg und goldener Weg

Für die Umsetzung von Open Access wurden verschiedene Strategien formuliert. Der «goldene Weg» ist die Publikation in einer peer-reviewten Fachzeitschrift. Der «grüne Weg» ist die parallele Selbstarchivierung in einem institutionellen Repositorium.

Auch bei einer OA-Publikation entstehen natürlich Kosten: für die Betreuung der Reviewing-Prozesse, für Lektorat, Layout und Produktion der Texte. Bei reinen Online-Zeitschriften sind zwar keine Druckkosten zu bezahlen, eine gepflegte Zeitschriftenwebsite ist jedoch ein anspruchsvolles Projekt. Zusätzlich zum oben aufgeführten Aufwand müssen solche Websites ständig weiterentwickelt und sich rasch verändernden Anforderungen angepasst werden.

Wer bezahlt nun diese Kosten? Bei kombinierten Print- und Online-Produkten wird die Open-Access-Website heute oft durch die Inserateinnahmen der Printversion querfinanziert. In Zeiten sinkender Inseratebudgets ist dies aber immer schwieriger.

Eine Lösung hierfür kann die Finanzierung oder Unterstützung der Publikation durch eine Community bieten, zum Beispiel durch eine Fachgesellschaft.

Ein drittes Modell ist die Finanzierung durch die Autoren oder durch ihre Institutionen in Form von sogenannten «Article processing charges» (APCs). Grosse Wissenschaftsverlage haben Open Access in den ersten Jahren energisch bekämpft, sind aber inzwischen auf den «goldenen Weg» und auf APCs umgeschwenkt. Oder auf hybride Modelle, wo Autoren für die Publikation in einer an sich geschlossenen Zeitschrift durch Bezahlung einer Gebühr die Open-Access-Sichtbarkeit «freikaufen» können.

### APCs und Predatory Publishers

Das Author-pays-Modell führte in den letzten Jahren zu einer seltsamen Erscheinung: Die sogenannten «Predatory Publishers» nahmen exponentiell zu. Sie verlangen APCs von Autoren, ohne die bei seriösen Verlagen selbstverständlichen redaktionellen und verlegerischen Dienstleistungen anzubieten.

Um diesem unreiflichen Trend entgegenzuwirken, haben das «Committee on Publication Ethics», das «Directory of Open Access Journals» (DOAJ), die «Open Access Scholarly Publishers Association» und die «World Association of Medical

<sup>1</sup> <http://www.budapestopenaccessinitiative.org>

<sup>2</sup> <http://legacy.earlham.edu/~peters/fos/bethesda.htm>

<sup>3</sup> <https://openaccess.mpg.de/Berliner-Erklärung>

<sup>4</sup> <https://creativecommons.org>

<sup>5</sup> <https://openaccess.mpg.de/3883/Signatories>